

am Arm zurück. Sein Gesicht war merkwürdig ernst. Er erzählte mir das Geständnis seiner Frau. Ich sah abseits zum See hin. Ich warf ein Holzstück in den See, mein Hund sprang nach. Dann schickte ich mich an, von anderm zu sprechen.

Aber der Mann begann nun mich zu fragen, wie er die Frau gefragt hatte. In derselben, bisher an ihm unbekannt starren Wildheit, von der die Frau mir geschrieben hatte. Immer dieselbe Frage: was weiter geschehen sei? Und dieselbe Klage, wie ein Zusammenleben weiterhin möglich sei, wenn ihm nicht Wahrheit gegeben werde.

„Aber du hast ja Wahrheit!“

„An diese Wahrheit glaube ich nicht.“

„Dann ist dir nicht zu helfen.“

Ein kleiner spöttischer Triumph überkam mich wider Willen. Aber bald faßte mich das Gefühl menschlicher Ohnmacht. Was wissen wir alle? Was sind alle unsere Worte?

Umsonst. Ein guter Mensch quälte sich. Er hatte den Willen zu glauben. Ja, er sagte schon: „Ich glaube euch.“ Aber kaum war das ausgesprochen, stöhnte er tief auf: „Nein! Ich kann nicht glauben!“ Er rief, er schrie: „Wo ist die Wahrheit? Wo ist die Wahrheit?“ Er sah mit verzweiflungsvollem Blick auf den See hinaus, als könne die Wahrheit von dort kommen.

Was konnte ich tun? Wie sollte ich beweisen? Je mehr ich sprach, um so weniger glaubte er. Ja, er nahm gerade meine Beredsamkeit als Zeichen schlechten Gewissens. Daraufhin verhielt ich mich schweigsam. Jetzt war ihm das wieder Grund zu mißtrauen: ein Unschuldiger spricht doch!

Er quälte sich immer mehr, er wurde immer trauriger. Ich mit ihm, daß ich ihm nicht helfen konnte.

„Natürlich würde ich es gestehen, wenn es wäre“, sagte ich.

„Dann gesteh es! Dann gesteh es!“

„Aber es ist doch nicht! Es ist doch nicht!“

Dieses Gespräch wiederholte sich gewiß zehnmal.

Zwischendurch aber sprachen wir in scheinbarer Ruhe von anderen Dingen, vom See, vom kommenden Sommer, von Malerei, Politik, Krieg, Frieden, Altertum, künftigen Zeiten, da die Menschen nach festen Fahrplänen zu den Sternen fliegen würden. Die Frau ging vor uns, mit gleichmäßig langen Schritten, die Zöpfe hingen herunter. Leider hatte sie Schatten im Rücken, in der Sonne hätte das Haar herrlich geleuchtet.

Da beginnt der Mann, als hätte er meinen Blick nach dem Haar bemerkt, davon zu reden, daß wir uns duellieren müßten. Mit Pistolen.

Ich lachte ihn aus. Er schämte sich. Aber von nun an gingen wir völlig stumm nebeneinander.

Wir saßen zu Mittag in einem Gasthaus, im Freien, unter den kahlen Bäumen. Plötzlich fiel mein Hund wie tot um. Er hatte einen Knochen geschlungen, der ihm offenbar im Halse steckte. Er lag hingestreckt und atmete nicht mehr. Die Kinder riefen uns mit Geschrei heran. Es war, als ob Mordlust in der Luft sei und den Hund als Opfer gefordert hätte.

Ich sprang hinzu, griff mit der ganzen Hand in die Kehle des Hundes hinter, holte den Knochen heraus. Der Hund, vom Tod aufgeweckt, tanzte und bellte das neue Leben ungestüm an.

So riß auch der Freund endlich die finsternen Gedanken aus sich heraus, gab sich der Sonne hin, dem Leben, dem Glauben. Er war fröhlich, sang mit den Kindern, umgab seine Frau mit doppelter Zärtlichkeit, mich mit doppelter Freundschaft. So verging der Tag in Schönheit. Und so oft wir uns sahen, den langen Sommer hindurch: von jenen Vorfällen war nicht mehr die Rede. Dann schnellte mich der Bogen des Schicksals anderswohin.

Nun muß es mir erlaubt sein, von einem Buch zu reden, das ich schrieb. Ich muß sogar seinen Titel nennen, weil er dazu gehört: „Die unberührten